

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

210 (4.8.1920) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

# Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

## Der Kreislauf der Welt.

Der bekannte Prediger Johann Seiler von Kaisersberg hat einmal den Kreislauf der Welt in folgender, auch heute noch nicht veralteter Weise beschrieben: „Friede macht Reichum — Reichum macht Uebermut — Uebermut bringt Krieg — Krieg bringt Armut — Armut macht Demut — Demut macht ... Frieden.“

## Die Kriegsverwandten.

Eine nicht unzeitgemäße Geschichte von L. Sammler.

Der Professor A. aus der Residenz saß in seinem mit einfacher Eleganz und großer Behaglichkeit ausgestatteten Zimmer und brütete dumm vor sich hin. Soeben hatte man das kargliche, fett- und fleischlose Mittagmahl eingenommen. Man schrieb das Jahr 1917. Am Vormittag hatte der Schularzt konstatiert, daß des Professors neunzehnjähriger einziger Junge unterernährt sei; die fleischmüde Tochter sei fast mager, und die Frau Professor sagte ihrem Herrn Gemahl heute schon zum launhaftesten Male, daß er doch auf dem Lande, wo seine Mutter herkam, Verwandte haben müsse, die vielleicht helfend beibringen könnten, die Nahrungsmittel würden in der Stadt doch immer knapper.

Der Professor erinnerte sich nun, daß er einen verheirateten Vetter in G., einem kleinen Amtskadeten umweit der Residenz habe und hätte sich selbst ohnehin mögen, weil er seit 24 Jahren sich nicht mehr um den Vetter Fritz gekümmert hatte. Man war auch immer so in Anspruch genommen und was sollte man dem Vetter Fritz auch schreiben, der hatte doch andere Interessen, der Handwerksmeister mit kleiner Handwerkskass. Ein guter Kerl war er wohl immer gewesen, edelherzig und gut, aber man genierte sich doch ein wenig, nach so langer Zeit dem Vetter so unermittelt ins Haus zu planen, man mußte ja nicht einmal, ob er noch am Leben ist.

Da kam als rettender Engel am Nachmittag Sina, die Schwester des Professors, ein älteres Fräulein, die ihrem Bruder, der in einem der schönsten Städtchen des badischen Oberlandes als Stadtpfarrer amtierte, den Haushalt führte. Bei der waren es erst 16 Jahre, seit sie zum letztenmal bei dem Vetter Fritz auf dem Lande war; damals wurde gerade die älteste Tochter des Vetters konfirmiert.

Da der Professor Urlaub hatte, wurde beschlossen, am nächsten Nachmittag nach G. zu fahren, um die Verwandten zu besuchen.

So kam der Professor mit Gemahlin und Schwester angerückt, als gerade die Frau Meisterin mit einem Korb voll Leinwand nach Hause kam. Es war Herbst, und die Verwandten waren mit Herbstunterwäsche beschäftigt. Sie erkannte die Frau Sina sofort und freute sich herzlich über die Wiedersehens, hieß auch den Professor und seine Gemahlin, die sie bisher noch nicht kannte, herzlich willkommen. Die Meisterin hatte ein Herz im Busen, von Kultur noch frei und wie es Gott ihr gab; ehrlich, offen, autistisch und arglos, und so sagte sie nun zu dem Besuch, daß sie jetzt keine Zeit habe, sich dabei hinanzusetzen, sie — der Besuch — sollten einfach mitgehen in den Garten, ihre Handwerker könnten sie dalaufen.

Die Städtchen waren etwas enttäuscht, ließen sich aber dies nicht anmerken und sagten, obgleich sie von der 1½stündigen Eisenbahnfahrt und dem leeren Wagen angegriffen waren, mit dem liebenswürdigen Mädchen, das es ihnen ein großes Vergnügen wäre, mit in den Garten gehen zu dürfen.

Der Vetter und die beiden Töchter rissen die Augen verwundert auf, als die Mutter mit der häßlichen Begleitung erschien. Der Vetter vom Lande freute sich herzlich, daß die Verwandten nun auch kamen, hatte er doch dem Vetter und der Waise eine herzliche Zuneigung bewahrt und war gerührt, daß die vornehme, gebildete Frau Pro-

fessor auch mittam, um, wie sie sagte, die Neben Verwandten kennen zu lernen.

Etwas gemischte Gefühle brachten die Töchter des Meisters den städtischen Verwandten entgegen. Sie waren früher beide zur Erziehung von Hand- und Hausarbeiten in der Residenz gewesen, hatten aber damals nicht den Mut, die vornehmen, städtischen Verwandten aufzusuchen, weil sie fürchteten, daß sie sich doch mit ihnen genieren würden. Während die älteste der Schwestern, Johanna, in Haus und Feld mitarbeitete, hatte die jüngste, Luise, in ihrem Heimatstädtchen eine Stelle als Kontoristin angenommen. Die beiden Schwestern besaßen eine nicht geringe Menge Bauernholz und Bauernackerstücke und so kam es denn, daß den beiden beim Anblick der Städtchen der Gedanke kam, daß jetzt die „dummen Bauern“ auch genug wären; denn man wußte auf dem Lande wohl, daß die Lebensmittel in den Städten immer größer wurde, und Luise nahm sich vor, falls die Professors eingebildet und hochmütig sein sollten, erst recht den Bauer herauszufechten, d. h. sich ungeschliffener zu geben, als sie im allgemeinen war. Die Städtchen entfalteten aber eine solche Liebenswürdigkeit — trotz dem kurrenden Magen — daß sie die Herzen der beiden Schwestern im Sturm eroberten. Die Kontoristin hoffte sogar heimlich, ob und zu bei den städtischen Verwandten anfragen zu dürfen, wozu sie später, als man beim schmachtigen Abendessen saß, von den Verwandten auch herzlich eingeladen wurde.

Die Städtchen schrieben so bereit ihre Not, daß die Herzen der Verwandten vom Lande überflossen von Mitleid und Erbarmen. Sie boten alles auf, den Städtern den Aufenthalt auf dem Lande so annehmbar wie möglich zu gestalten und wollten, um den Städtern helfen zu können, gerne selbst auf einen Teil ihrer Nahrungsmittel verzichten.

Die Professors wurden aufgefordert, einmal, da man Verlaß auf Arbeit überlassen sei, an einem Sonntag ihre Tochter zu schicken, damit sie sich satt essen könne.

„Ihr lieben, guten Leute!“ sagte gerührt die Frau Professor und fragte beide, ob das Kind, die Hedwig, nicht schon Samstags kommen dürfe, damit sie den Sonntag auch recht genießen könne und nicht vom Fleiß ermüdet wäre. Vetter Fritz und seine Frau versicherten, daß sie dies ungeniert tun könne und die beiden Schwestern, Johanna und Luise, sahen sich einen kurzen Moment halb verbirrt, halb belüßigt an, sie hatten sich ohne Worte verstanden, die eine fühlte, daß die andere dachte: die kriegen wir am Sonntagabend nicht wieder los.

Waise Sina wurde eingeladen, eine Woche da-zubleiben; die Professors sollten im Gasthaus zum Dösen übernachten, weil man für sie kein Zimmer hatte und am anderen Tag zum Mittagessen kommen. Nun konnte das Enttäuschen der Frau Professor keine Grenzen, sie meinte, daß das zu viel der Güte wäre, wo man sich doch eben erst richtig kennen gelernt habe, und sie hätten heute eigentlich nach Heidelberg fahren wollen, die Waise Sina habe aber vorangehoben, unterwegs auszuhängen, um einmal nach den lieben Verwandten zu sehen, und da es bei ihnen so gemütlich wäre, seien sie nun dageschrieben und gingen ein andermal nach Heidelberg.

Vetter Fritz wurde von dem Professor zu einem Glas Wein im „Dösen“ eingeladen, worüber er sich herzlich freute und dachte: der Professor ist doch ein lieber Kerl und gar nicht eingebildet.

Am nächsten Vormittag wollte man die Tante Gene, eine Schwester des Meisters und Luise des Professors und seiner Schwester Sina, besuchen.

Tante hat ein schönes, geräumiges Bauernhaus am Eingang des Städtchens und einen großen Hof, da haben zwei Hundstücker Platz drin“, meinte Johanna stolz und Luise meinte, daß der Schwelger der Schelm im Norden sei. Und der Schelm war ein garstiger Kerl, er dachte an den Eierkorb der Tante Gene, und machte sich seine eigenen Gedanken darüber, weil die Professors nun meinten, man müsse die gute Waise doch unbedingt besuchen, damit sie nicht ge-

fränkt wäre, wenn sie erfähre, daß man im Städtchen gewesen sei, zumal sie vor Jahren ihren Mann verloren habe und keine Kinder besäße, also doch sehr einsam sei.

Als die beiden Schwestern später allein waren, sagte Johanna lachend: „Die haben so wenig nach Heidelberg gewollt wie ich“, und Luise meinte halb mitleidig, halb belüßigt: „Die haben Hunger und Strecken jetzt ihre Fäusthörer aus, ob da etwas zu holen ist“. Daß sie nun die Gebende und nicht die Nehmende war, machte sie glücklich und froh und nahm ihr die Schen vor den geliebten Verwandten; zumal die Frau Professor während des Nachtessens den Verwandten das „Du“ angeboten hatte.

Zum Mittagessen gab es am andern Tag eine im Schleißhandel ergratete Rindszunge, selbstgemachte Eiernudeln und gute Sauce, vorher aber eine Grießflüsschenluppe und nachher Natronflüsschen mit Obst. Die Städter fraßten, und die Verwandten vom Lande strahlten auch, weil die Städter so glücklich waren, und während des Essens wurde vereint, daß das Töchterlein der Professors bei einem etwaigen Besuch statt am Sonntag Abend erst am Montag Abend in die Residenz zurückkehren solle, weil Sonntags die Blige so überfüllt seien.

Die Augen der Meisterstöchter redeten einen Augenblick wieder eine summe Sprache, die beiden Schwestern waren stets „zwei Seelen und ein Gedanke“.

Da fiel dem Professor ein, daß er in dem etwa zwei Stunden vom Amtskadeten entfernten B... einen Jugendfreund habe, der dort als Pfarrer angestellt war, und da man sich bereits 20 Jahre nicht gesehen hatte, hielt es der Professor für seine Pflicht, den guten Freund am Nachmittag einen Besuch zu machen, um sich persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen. Die Damen sollten auch mitkommen. Da B. keine Bahnstation war, wollte man mit der Bahn nach Nischenheim fahren; von hier aus konnte man B. in einer Stunde zu Fuß erreichen.

Im Pfarrhaus wurden die Städter gastlich aufgenommen. Allein es hatte ihrer ein großer Dämpfer durch das Mißgeschick, das sie bei der Rückkehr erreichte.

Man saß so gemütlich beim Kaffee, und der Zug war fort, als die Städter in Nischenheim anlangten. Nun war die Not groß. Ein Fuhrwerk war nicht aufzufinden; man mußte nochmals eine Stunde zu Fuß zurücklegen, was keine Kleinigkeit war, da man an den Lebensmitteln, die die Pfarrfrau mitgab, schwer zu tragen hatte und die Straße jetzt bergauf und wieder bergab ging. Als die Städter so daher leuchteten, kamen einige Schulkinder des Weas daher.

„Der finkt nach Schmalz!“ schrie einer der Buben, als er des Professors ansichtig wurde und „Hammer, Stadtbettler, Schnorregel!“ lönte es aus vier kräftigen Bubenkehlen, während sich die Bauernbuben in angemessener Entfernung hielten.

Schweißbedekt, müde und abgespannt kamen die Städter im Amtskadeten an; die Verwandten vom Lande bedauerten lebhaft das Mißgeschick, als aber die Frau Professor tiefbetäubt erzählte, daß sie von den Bauernjungen so verhöhnt worden waren, konnten die beiden Schwestern nicht umhin, in lautes Lachen auszubrechen, was zwar auf Mangel an Bildung schließen ließ, den Professor jedoch zu der Bemerkung veranlaßte, daß er gerne nach ½ Zentner Butter- oder Schweinefleisch gekümmert hätte, wenn solches zu haben gewesen wäre.

Nach dem Nachtessen wurde zur Abreise gerüstet. Die Verwandten vom Lande packten ein, was sie an Lebensmitteln entbehren und aufreihen konnten und die Professors nahmen herzlich Abschied von ihnen.

Waise Sina blieb noch 8 Tage, das Freundschaftsbündel wurde fester geknüpft und bis heute noch stehen die Handwerksleute in regem Briefwechsel mit der Waise. Die Kontoristin Luise hat sogar schon zweimal ihren Urlaub bei ihr verbracht und die Verwandten sind sich in herzlicher Liebe zugetan.

Nicht ganz so herzlich gestaltete sich das Verhältnis zu der Professorsfamilie, und das kam folgendermaßen:

Solange im ersten Jahr der erneuten Freundschaft regelmäßig Pakete nach der Residenz wanderten, landete die Frau Professor jedes mal mit dem Geld einen herzigen Brief. Nun kam der Waffenstillstand. Während es im nachfolgenden ersten Vierteljahr genug Lebensmittel im Schleißhandel zu kaufen gab, war später auch auf dem Lande fast nichts aufzutreiben, zumal die ganze Gegend des Amtskadeten von einer Mäuseplage heimgegriffen wurde, die fast 1/3 der Ernte vernichtete. Mit den Paketen vom Lande ließen auch die Briefe aus der ehemaligen Residenz nach, und bei den Verwandten vom Lande wollte eine leise Enttäuschung aufkommen. Sie fragten sich im Stillen, ob die Liebe der Städter nur den Paketen und nicht den Verwandten golden habe. Man verurteilte jedoch, das Ausbleiben der Briefe damit zu entschuldigen, daß die Professors nicht immer Zeit zum Schreiben hätten.

Als Ende Januar 1919 die Kontoristin geschäftlich in der ehemaligen Residenz zu tun hatte, nahm sie ein Paket Lebensmittel mit und besuchte die „Kriegsverwandten“. So wurden nämlich die Professors von den Meisterstöckern genannt.

Die Professors saßen sehr erfreut und Antie mußte zum Mittagessen bleiben, trotz der Lebensmittelknappheit. Die Kontoristin war tief gerührt und nahm sich vor, alles einigermassen Entbehrliche den Verwandten zu schicken.

Viel Menschenkenntnis besaß sie nicht, aber sie war, wie ihre Schwester, Luise, hatte ein sehr feines Empfinden und lächelte sich selten in ihren Gefühlen. Während der angeregten Unterhaltung beim Mittagessen beachtete sie das Gefühl, als läge man in ihr die sprichwörtlich gewordene „Unschuld vom Lande“ und vergeblich kämpfte sie gegen dieses Gefühl an. Tief gekränkt war sie aber — war jedoch zu auftraglos, um sich dies anmerken zu lassen — als der Professor eine scheinbar harmlose Bemerkung wegen ihres Pelzes machte. Während er ihr beim Weggehen gahlant den Pelz um die Schultern legte, bemerkte seine Frau Gemahlin den schönen Pelzpelz und meinte, daß der wohl sehr teuer gewesen sei, worauf Luise stolz erwiderte, daß der Pelz 400 Mark gekostet habe.

„Den hast du wohl schon vor dem Kriege gekauft?“ meinte leichthin über sein Gesicht Sina.

„Nein, vor genau 7 Wochen,“ entgegnete mit verwunderter aufrichtiger Augen die Kontoristin und hatte aelchaltig ein Gefühl, als hätte man ihr — bildlich gesprochen — eine Ohrfeige gegeben. Sie war im Innersten gekränkt, daß man sie bei einer Prahlerei erwischen wollte, denn ein Pelzpelz war im Frieden doch bedeutend billiger und etwas wie Beschämung stieg in ihr auf, weil sie statt einer gewandten, gebildeten Dame nur ein einfaches Mädchen vom Lande war. Leise wurde der Bauerntrock nach und der Gedanke setzte sich fest, daß, solange die Städter noch über die Bauern lachten, die Not in den Städten immer noch nicht groß genug sei und sie fragte sich, ob es da nötig wäre, den Städtern zuliebe auf irgend ein Nahrungsmittel zu verzichten.

So kam es, daß künftighin die Pakete vom Amtskadeten in die ehemalige Residenz nur noch spärlicher wurden und keines von den Verwandten vom Lande Schmutz fühlte, die Städter zu besuchen, obwohl sie oft dazu aufgefordert wurden.

Es wird so viel von Ueberbrückung der Luft zwischen Stadt und Land geredet und geschrieben, solange aber der Städter den Landbewohner nicht für voll anseht und glaubt, sich über ihn lustig machen zu dürfen, bloß weil er nicht so gewandt und gebildet ist wie der Städter, solange wird es den Bauern nicht einfallen, zur Verringerung der Lebensmittelpreise in den Städten etwas besonderes zu tun, und er wird dem Städter weiterhin hohe Preise abnehmen. Der Bauer hat mindestens ein ebenso feines Empfinden wie der Städter, wenn auch eine rauhe Schale darüber gedreht ist.

## Die Zukunft der Hausmusik.

Von Prof. Eugen Schmitz, Dresden.

Die Hausmusik ist seit langem ein Sorgenkind der ersten Kulturhüter gewesen. Vor etwa hundert Jahren begann ihre Entwicklung zu stoden und die gegenwärtige Wirkung, die sie früheren Geschlechtern unentgeltlich spendet, verlor sich. Allerdings schien unmittelbar vor der Weltkriegskatastrophe ein leiser Aufschwung einzusetzen. Die Verbesserung und Verbilligung der Klavierauszüge trug das vorerzählte Studium von Opern und Chorwerken in immer weitere Kreise, die Wiedererweckung alter Musik durch die Musikforschung bot dem häuslichen Musizieren manche Anregung und Bereicherung, wie z. B. die Erneuerung von Lautenspiel und Lautensang, und endlich schien sogar in der modernen Komposition ein gewisser bescheidener Seizenzweig in immer Kunst aufzusprießen zu wollen, der aus dem Zentrum öffentlicher Musikbetriebe ins stille Kammerlein wies. Das Glend der Notkriegszeit hat diese Entwicklung rauh unterbrochen. Die Frage nach der Zukunft der Hausmusik ist heute nicht mehr nur ästhetisch, sondern vor allem wirtschaftlich bedingt. Und damit in die allgemeine Krisislosigkeit von heute bedenklich verfrachtet.

Jedwedes häusliche Musizieren wird nämlich künftighin aufs empfindlichste zu leiden haben, einmal unter der maßlosen Verteuerung aller Instrumente, insbesondere des als Hausinstrument alleinigen Klaviers, sodann unter den großen Schwierigkeiten der Beschaffung von Notenmaterial. Die Zeit, wo jede bessere Familienwohnung ihr Piano oder wohl gar ihren Stuhlflügel hatte, dürfte vorüber sein, sobald der augenblicklich noch in Betrieb stehende Bestand solcher Instrumente aufgebraucht ist. Ein Klavier — oder auch ein Harmonium — anzuschaffen, wird bei den Spantapreisen, die heute gefordert

werden, nur mehr dem Reichen möglich sein; der Mittelstand kann sich für dasselbe Geld, für das er früher ein anständiges Piano bekam, allenfalls eine leibliche — Gitarre kaufen. Der Armer aber muß jeden Gedanken an Verschönerung seines Heims durch ein Musikinstrument zunächst wohl aufgeben. Noch schlimmer beinahe steht es um die Frage des Musikalienmarktes, denn hier herrscht nicht nur Leuerung, sondern auch Mangel. Infolge der Papierknappheit nämlich können viele, gerade für die Hausmusik sehr wichtige Ausgaben überhaupt nicht mehr gedruckt werden, so daß also dem häuslichen Musizieren allmählich in vollstem Sinne des Wortes die geistige Nahrung entzogen wird. In der Tat Verhältnisse, die alle der Hausmusik ehemals im Wege stehenden künstlerischen Schwierigkeiten als verschwindend geringfügig erscheinen lassen. Früher konnte es um die Hausmusik trefflich bestellt sein, sobald die beteiligten Kreise nur wollten; heute ist dieser gute Wille leider erst ein sehr schwacher Anfang zu möglicher Rettung.

Zu möglicher Rettung? Winkt der Hausmusik trotz alledem noch eine Zukunft? Vielleicht. Denn es lassen sich immerhin Mittel denken, um den geschädigten Schwierigkeiten entgegenzuarbeiten und ihnen wenigstens ihren lebensschmerzhaften Charakter zu nehmen. Nur muß man eben auch hier nach dem Grundsatz: „Arbeiten, nicht verzweifeln!“ handeln. Was zunächst die Instrumentennot betrifft, so gilt es vor allem, die bisherige Vorherrschaft des Klaviers durch erneute und erweiterte Pflege von halbwegs erschwinglichen Instrumenten, insbesondere des Gitarren- und Lautenspiels, zu ersetzen. Auf die Laute stütze sich die deutsche Hausmusik vorwiegend im 16. Jahrhundert und ist nicht schlecht dabei gefahren; auch die wichtige Rolle der Vermittlung größerer Werke in Form der Bearbeitung oder des „Auszugs“ war in einer ganz dem modernen Klavierauszug entsprechenden Weise von jener alten Lautenmusik übernommen worden. Entsprechender Ausbau des Instruments und seiner Technik ließe es in diesem Sinne wohl auch geeigneten modernen Ansprüchen tauglich machen. Die

bescheidenere Gitarre aber hat noch in den Tagen der Klavier- und Romantiker jahrzehntlang das deutsche Haus beherrscht, und selbst die Liebhaberei eines Franz Schubert wurzelt, wie gerade die jüngste Forschung wieder dargetan hat, zum Teil im Gitarrespiel. Wie denn überhaupt die Zupfinstrumente als besonders geeignete Begleiter der menschlichen Stimme dem Gesang und damit der letzten Endes edelsten Art häuslichen Musizierens den Boden bereiteten und stets bereiten werden. Wenn auf solche Weise die allzu einseitige Beschränkung auf das Klavierpiel in den Kreisen der Musikfreunde verschwände, wäre aus der Not sogar eine Tugend gemacht. Freilich bleibt doch das Klavier, seiner eigenen Literatur und seiner Fähigkeiten zur Übertragung größerer Werke wegen, für die Hausmusik in jedem Falle wichtig genug, um auch zu seinen Gunsten Rettungsversuche nachzulegen. Da wäre ein Ausweg vielleicht das Zurückgreifen auf die kleineren alten Typen des Klavichords und Klavizimbels. Mit ihrer viel weniger entwickelten Mechanik und ihrem geringeren Bedarf an Material könnte sie der heutige Klavierbau wohl zu volkstümlicheren Preisen herstellen, als den anspruchsvollen Wundermechanismus eines modernen Hammerklaviers, und wäre dabei mit Hilfe der jüngsten technischen Ergründungen vielleicht doch in der Lage, ihre Ausdrucksfähigkeit gegen früher so zu steigern, daß sie den gegenwärtigen Bedürfnissen des Klavierpiels einigermaßen entgegenkommt. Der Gedanke als solcher liegt jedenfalls nahe und die Klavierindustrie würde, wenn sie ihn sofort energig aufgriffe, wohl in gleichem Maße zeitgemäßen Kunstbedürfnissen wie ihrem eigenen Vorteil dienen.

Gaben wir aber solcherart erst wieder Instrumente dem häuslichen Musizieren zugeführt, dann wird sich auch die Musikalienfrage lösen lassen. Zum alten Mittel handgeschrieblicher Verbreitung von Musik freilich können wir wohl nicht mehr zurückkehren, einmal, weil wir nicht die Zeit und die ruhigen Herden unserer Urgroßväter haben und sodann, weil man ja auch zum Schreiben von Musikalien kostbares — Papier braucht. Während gerade die Papiernot des

Musikalienhandels keineswegs ganz unheilbar erscheint. Es fehlt nämlich weniger am Papier selbst, als an seiner richtigen Verteilung. Die musikalische Schulnliteratur der Ringelanzengänge, Schläger, Tänze usw. macht sich ungebührlich breit. Ihre Verbreiter, die sich auf das leichte, erschöpfend schrankenlose Vergnügungsbedürfnis der Massen stützen, können viel höhere Papierpreise bezahlen, als die Verleger vollwertiger Musik. So bleiben das ernste Lied und die Sonate ungedruckt, weil das Papier schon für den neuesten Fortrot zu Schieberbereiten weggekauft wurde. Hier muß von Staats wegen eingegriffen und das wirtschaftlich schwächere Interesse der ersten Kunst geschützt werden. Ein paar Neuaufgaben blöder Tänze weniger, und wir können der guten Hausmusik wenigstens wieder das Notwendigste an Musikalien zur Verfügung stellen. Jeder wahre Musikfreund und darüber hinaus jeder, dem das geistige Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, muß darauf dringen, daß dieses Ziel erreicht werde. Nicht zuletzt alle ernsten schaffenden Musiker. Denn für sie dürfte künftighin die untine, fürs Haus bestimmte Tonkunst ein besonders wichtiges Betätigungsfeld werden, weil sich ja die Veröffentlichung größerer Chor- und Orchesterwerke auch immer schwieriger gestalten wird. Zudem meigt gerade das moderne Musikempfinden, wie schon angedeutet, wieder etwas zum intimen Stil — siehe die Vorliebe fast aller führenden Komponisten fürs „Kammerorchester“! Wenn diese Neigung unter dem Zwange der Verhältnisse gepflegt würde, wäre abermals aus der Not eine Tugend gemacht und es könnte im Anschluß an die veränderte Instrumentenversorgung des musikalischen Hauses eine ganz neuartige, interessante Musikliteratur entstehen. Moderne Stimmungstüde für Laute, für Gitarre mit Violine oder Flöte, oder für das wiederbelebte Klavichord, dessen entmaterialisierter, wunderbarer Ton an sich schon klingender Expressionismus ist! Könnte das nicht gerade die Schreier, Schönberg, Korngold reizen? In der Tat scheint die Zukunft der Hausmusik zum guten Teil vom Werden einer „Zukunftshausmusik“ abhängig zu sein.

\*) Aus den Musikbüchern des „Anbruch“, Sammelwerk für Moderne Musik, Herausgeber W. D. Lamberth, Edition A. S. Wien.

Bekanntmachung.

Nach dem Grundbesitz der Badischen Landes- getreidekasse Nr. L. 8789 vom 21. Juli 1920 hat das

Den Bürgermeisterämtern wird nach Befeh- dere Weisung anzuweisen. D. S. 236.

Badisches Bezirksamt Karlsruhe.

Verkehr mit Zentrifugen betr.

In letzter Zeit mehren sich die Fälle, in denen Zentrifugen und Buttermaschinen öffentlich ange-

Der Veräußerer oder Händler darf Zentrifugen oder Buttermaschinen nur gegen An-

Die Händler zc. haben über den Bestand und die Abgabe oder die Vermittlung der Abgabe

Die Anpreisung von Zentrifugen oder Butter-

Der Händler zc. ist verpflichtet, einen Abdruck obiger Verordnung in den Geschäftsräumen an-

Gegen Zuwiderhandlungen werden wir strafend vorgehen.

Karlsruhe, den 20. Juli 1920.

Bad. Bezirksamt. D. S. 234

Fahrnis-Versteigerung

Donnerstag, den 5. August 1920, nachmittags 2 Uhr, Gluckstraße 8, Aulgasse 10, Karlsru-

Boegler, Vorsitzender des Ortsgerichts.

Versteigerung von Altmaterial

Das Badische Bezirksamt Karlsruhe- Stadt verleiht am Samstag, den 7. d. Mts., nach-

Auskunft erteilt die Hofmarktbauer, Birkel 2

Die Preisprüfungsstelle der Stadt Karlsruhe

Zwangsvollstreckung

Donnerstag, den 5. August 1920, nachmittags 2

per 1. Off. an verm. (Geignet für Brennerer.)

Angebote unter Nr. 1711

Dr. phil. Assistenten der

Rückgebäude m. Büro, Lagerräumen,

Keller und gedeckter Vorhalle

per 1. Off. an verm. (Geignet für Brennerer.)

Angebote unter Nr. 1711

Dr. phil. Assistenten der

Preis-Abbau!

Matratzen u. Sofas

sehr mäß. Preise, beste

Stoffbezüge, Stoffrob.

W. abt. Meyer, Pfälzer

W. abt